

Monika Dommann

Donna, Isabelle, Vinciane etc.: Warum wir in der Zukunft mehr feministische Wissenschafts- und Technikforschung brauchen werden

8 Seiten

DOI 10.4472/9783035802528.0005

Zusammenfassung

Spätestens seit den 1980er Jahren hat sich rund um die Frage, wie Wissen hergestellt, zirkuliert und vermittelt wird, eine vielfältige, interdisziplinäre und internationale Forschungslandschaft herausgebildet. Das 2005 eröffnete Zürcher Zentrum »Geschichte des Wissens« hat diese Diskussionen maßgeblich mitgeprägt. Fünfzehn Jahre später werfen wir (Rück-)Blicke auf das Wissensparadigma aus verschiedenen disziplinären Perspektiven.

Dieser letzte Band des Zürcher Jahrbuchs für Wissensgeschichte diskutiert unterschiedliche Genealogien, die für die Karriere von »Wissen« herangezogen werden können, wie etwa den Aufstieg der »Wissensgesellschaft«, die Abgrenzung zur Wissenschaftsforschung, die Etablierung der Kulturwissenschaften. Was waren und sind die Großwetterlagen, Dringlichkeiten, Motivatoren? Aber auch: Was waren und sind die blind spots in der Begeisterung für »Wissen«? Und wo wird die Wissensgeschichte verabschiedet?

Und jetzt? Feierabend? Die Beiträge in diesem Band evaluieren Wissensforschung nicht nur kritisch und rückblickend, sondern fragen mit Blick auf Gegenwart und mögliche Zukünfte, wie sich unser Verständnis von »Wissen« verändert und welche Forschungsfragen und -zugriffe sich eröffnen oder (neuerlich) aufdrängen – in Zeiten von post-truth und fake news, der Allgegenwart des Digitalen sowie aktueller wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Herausforderungen etwa durch Klimawandel oder Migration.

Mit Beiträgen von Sandra Bärnreuther, Sabine Baier, Maria Böhmer, Cornelius Borck, Flurin Condrau, Monika Dommann, Anna Echterhölter, Kijan Espahangizi, Mareile Flitsch, Michael Hagner, Caspar Hirschi, Andreas Isler, Thomas Kaiser, Andreas B. Kilcher, Alexis Malefakis, Susanne Michl, Nicolas Pethes, Maike Powroznik, Philipp Sarasin, Max Stadler, Marianne Sommer, Rebekka Sutter, Jakob Tanner, Martina Wernsdörfer, Christa Wirth, Sophie Witt, Monika Wulz.

Schlagworte

Wissen, Wissenschaftstheorie, Wissensgeschichte



**Sandra Bärnreuther (Hg.),
Maria Böhmer (Hg.), Sophie
Witt (Hg.)**

**Nach Feierabend 2020
Feierabend? (Rück-)Blicke
auf »Wissen«**

248 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-0358-0192-7
ISSN 2235-4654

Zürich 2020

Mit Beiträgen von
Sabine Baier, Sandra
Bärnreuther, Maria Böhmer,
Cornelius Borck, Flurin
Condrau, Monika Dommann,
Anna Echterhölter, Kijan Malte
Espahangizi, Mareile Flitsch,
Michael Hagner, u.a.

Monika Dommann

Donna, Isabelle, Vinciane etc.: Warum wir in der Zukunft mehr feministische Wissenschafts- und Technikforschung brauchen werden

Große Konferenzen sind die Open Airs des Wissenschaftsbetriebs. Als akademische Novizin beschließt man irgendwann, die hohen Teilnahmegebühren zu bezahlen und hinzufahren. Während der Konferenz schläft man nachts wenig. Nicht primär wegen der Bar- und Kneipentouren, die auch dazugehören. Sondern wegen des Fertigschreibens, Überarbeitens, Kürzens und Einübens des Vortrags, den man dann in der Hotelloobby frühmorgens noch ausdrucken muss, bevor es dann die Feuerprobe zu bestehen gilt: den Vortrag, der wegen der vielen Parallelsektionen in der Regel vor wenig Publikum gehalten wird. Und die Diskussion, die auf das Beantworten von ein, zwei Fragen reduziert ist. Doch eigentlich geht man auch wegen jener Autor*innen hin, deren Bücher in Lesegruppen gemeinsam gelesen und diskutiert wurden und die nun magisch als Key Notes oder Kommentator*innen oder Chairs in den Kongressprogrammen aufblitzen. Die Stars des Wissenschaftsbetriebs, die es geschafft haben, die intellektuellen Diskussionen mit neuen Fragen und Perspektiven zu befeuern.

Im Herbst 2000 fand in Wien die EASST Conference statt, das Stelldichein der Wissenschafts- und Technikforschung.¹ Gleich am ersten Tag erblickte ich in einem engen Seminarraum erstmals Bruno Latour. Frau spürte sofort, dass frau ihn ansprechen könnte. Ein Eindruck, der sich auch in späteren Jahren bestätigt hat. Bruno Latour ist ein Denker und Autor, der sich nicht unter seinesgleichen in der Altersliga tummelt, sondern immer mit einem Auge aus Gesprächsrunden hinausblinzelt und ein offenes Ohr für Noviz*innen hat. Abends bei Seidel und Krügerl ging schon bald das Gerücht um, dass auch Susan Leigh Star irgendwo gesichtet worden sei. Und auch Donna Haraway, so hieß es, habe irgendwer irgendwo auf einer Treppe sitzen gesehen. Ich verpasste die Gelegenheit, diesen beiden Aktivistinnen und Pionierinnen der feministischen Wissenschafts- und Technikforschung zu begegnen. Susan Leigh Star starb 2010 und Donna Haraway bestieg nur noch selten Flugzeuge nach Europa und ließ sich auch nicht von einer Einladung der assoziierten Mitglieder des Zentrum »Geschichte des Wissens« nach Zürich locken.

Was man im Leben verpasst, kann zum Glück auf der Kinoleinwand oder dem Computerdisplay nachgeholt werden. Fast zwanzig Jahre nach der verpassten

Begegnung in Wien haben die beiden Wissenschaftsforscherinnen Verena Halsmayer, Monika Wulz und ich uns im Herbst 2019 im Neumarkttheater den belgischen Dokumentarfilm *DONNA HARAWAY: STORY TELLING FOR EARTHLY SURVIVAL* von Fabrizio Terranova aus dem Jahr 2016 angeschaut.² Terranova hat Haraway in ihrem Haus in Südkalifornien besucht und die Geschichten ihres Lebens und ihres Universums zu einem Filmessay verarbeitet. Donna Haraway gehört zu jenen zentralen Protagonist*innen, die in den 1980er Jahren aus unterschiedlichsten Disziplinen aus den Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften zusammenfanden, um das Präfix der Wissensgesellschaft, von dem seit den 1970er Jahren in Gesellschaftsdiagnosen die Rede war – Wissen –, zum Zentrum philosophischer, historischer und kulturanthropologischer Forschung zu machen.

DONNA HARAWAY: STORY TELLING FOR EARTHLY SURVIVAL ist eine Kollaboration zwischen Fabrizio Terranova und Donna Haraway. Mein Essay nimmt diesen Film zum Ausgangspunkt, um nach der Aktualität einiger Perspektiven zu fragen, die Haraway in die Wissenschaftsforschung eingebracht hat. Der Film ist auch deshalb eine spannende Annäherung an die Denkerin, weil sich die Frage nach der heuristischen und politischen Funktion des Geschichtenerzählens und die Suche nach neuen Geschichten durch das gesamte Schaffen der STS-Forscherin, Aktivistin, Geschlechterforscherin, Wissenstheoretikerin und Leserin von Science Fiction Erzählungen zieht. Vom technikutopischen *A Cyborg Manifesto*³ zur Wissensgeschichte der Primatenforschung, *Primate Visions*,⁴ bis zu ihren Schriften der jüngeren Jahre zu den Mensch-Tierbeziehungen, *The Companion Species Manifesto*.⁵ Es geht dabei auch um die Frage, wie Haraways Positionen, die im Kontext des ausgehenden Kalten Kriegs, in Zeiten von Ronald Reagan und *STAR WARS* entstanden sind, vor dem Hintergrund der Klimabewegung und der Covid-19-Krise weitergedacht werden könnten. Diese Frage stellt sich gerade vor dem Hintergrund, dass die neue Politisierung der Klimakrise und die Covid-19-Pandemie auch als neue Krisen in Bezug auf die Position von Wissen und Wissenschaft in der Gesellschaft verstanden werden müssen. Die Frage nach der Kritik am universellen Wahrheitsanspruch der Wissenschaft in der Gesellschaft und nach dem Status von Expert*innen-Wissen in der Gesellschaft haben wieder an dringlicher Aktualität gewonnen.

Ein Wissenschaftlerinnenleben im Green Screen Format

DONNA HARAWAY: STORY TELLING FOR EARTHLY SURVIVAL vereint Interviews, alte Fernsehaufnahmen, Bilder aus ihrem privaten Archiv und beginnt wie ein klassisches Filmportrait einer Wissenschaftlerin. Donna Haraway, 1944 in Den-

ver geboren und als Tochter eines Sportjournalisten aufgewachsen, erzählt vor der Kamera von einem Besuch an der Princeton University. Auf einem grünen Rasen habe sie Undergraduates erblickt, die gelacht hätten. Ihre Irritation und die damit verbundene spezielle Aufmerksamkeit für das Lachen der Student*innen galt nicht den Reden, akademischen Ritualen oder sportlichen Tätigkeiten. Sondern den Zähnen. Alle hatten absolut gerade Zähne! Sie sahen so aus, als hätten sie alle die Dienste der Kieferorthopädie genossen. Ein Blick, der auch mit ihren eigenen Erfahrungen als Mädchen mit schrägen Zähnen zu tun hat und Donna Haraways Interesse an der Wissenschaft der Kieferorthopädie nährte, einer Disziplin, die sich im 19. Jahrhundert herausbildete: Wie weiß ein Kieferorthopäde eigentlich, wann er aufhören muss mit der Korrektur? Was ist ein perfektes Gebiss? Haraway erzählt, dass sie in einem Aufsatz eines physischen Anthropologen (Charles Loring Brace) gelesen habe, dass das Vorbild, an dem sich die gesamte Kieferorthopädie im 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart ausrichtete, nicht ein realer Mensch war, sondern eine griechische Statue.

In dieser Eingangsanekdote kommen einige zentrale Charakteristika von Haraways Interessen und ihre spezifischen Arbeitsweisen als Wissenschaftlerin zum Ausdruck: Ein Interesse am Alltag, das als Ausgangspunkt dient, eine Sensibilität für den technisch überformten Körper (unsere korrigierten Gebisse sind ja streng genommen kleine Cyborgs), eine Auseinandersetzung mit kulturellen Stereotypen, die durch rassische Ideale und geschlechtsspezifische Stereotypen genährt sind und sich auch durch eine Idealisierung der Vergangenheit auszeichnen, auch eine Lust am Denken anderer Wissenschaftler*innen, egal aus welcher Disziplin sie stammen. Und schließlich auch eine Sorgfältigkeit und Selbstverständlichkeit in Bezug auf das Zitieren der Leistungen anderer Forscher*innen.

Wissenschafts- und Technikforscher*innen sind von Berufes wegen sensibilisiert für die erkenntnistheoretischen Prämissen, die Geschichten der wissenschaftlichen Disziplinen und die Standortgebundenheit der eigenen Wahrnehmung. Donna Haraway, die den Begriff des »situierten Wissens«⁶ geprägt hat, zeigt dem Regisseur Fabrizio Terranova ihr Universum und legt damit auch das Milieu und die Ökologie ihrer wissenschaftlichen, politischen und persönlichen Positionierungen offen.

Das Haraway'sche Zentrum ist ein Holzhaus mitten in einem Wald in Südkalifornien. Am Bau- und Ausbau hat sie selbst mitgewirkt, als sie an ihrem Schreibtisch das Buch *Primate Visions* geschrieben hat. Das Haus ist umgeben von Bäumen und Bächen. Donna Haraway teilt hier (schon seit den 1980er Jahren) das Leben mit Freund*innen, Geliebten, Verwandten (manchmal in Personalunion). Ihre Lebensgemeinschaft aus den 1980er Jahren wurde durch den Tod ihres schwulen

ersten Ehemannes Bob und seines Partners Jay (beides Informatiker) als Folge von HIV/AIDS schwer getroffen. Rusten Hogness, der mit Donna Haraway ebenfalls seit den 1980er Jahren das Leben und das Haus teilt, ist ihr zweiter Ehemann. Gute Computersysteme waren im Haushalt von Beginn an essentiell, genauso wie gute Pfannen, in welche die passionierten Köch*innen investierten. Haraway erzählt vor der Kamera, dass es für diese experimentelle Form des Zusammenlebens, die auf eine lebenslange Bindung angelegt ist, in den 1980er Jahren noch keine Modelle gab. Die Wahlverwandtschaften, die nicht auf Reproduktion und dennoch auf Verbindlichkeit gründen und auch die begrenzten Zeitspannen von amourösen Verbindungen überdauern sollen, schließen das Zusammenleben mit Tieren ein. Mitunter die bewegendsten Archivaufnahmen zeigen die zehnjährige Hündin Cayenne Pepper und Donna Haraway beim Agility Training (einem Parcours, wo Hunde und Menschen aufgrund von verhaltensbiologischen Erkenntnissen zusammenarbeiten) in Slowmotion, mit elektronischem Sound von Lawrence Le Doux unterlegt. Haraway betont, dass die Geschichte von Cayenne Pepper, die von Hirtenhunden abstammt, tief in der Geschichte der Eroberung des amerikanischen Westens verankert ist, genauso wie ihre eigene als Tochter katholischer Iren in Denver, Colorado.

Dieses auf lange Fristen angelegte Zusammenleben in Südkalifornien erweitert die Vorstellungen von bürgerlichen Kleinfamilien. Das Haus bietet ein Refugium für das Zusammenleben dieser Menschen und Tiere einschließenden Wahlverwandtschaft (Haraway spricht von »making kin«), ein Refugium, das erfüllt ist mit dem Gezwitzcher und Gezirpe jener Kreaturen, die in der Umgebung leben. Auch viele Tierfiguren (beispielsweise ein aufziehbarer Blechspielzeug-Hund) gehören zu diesem Kosmos und werden von der Kamera ins Bild gerückt und auf der Tonspur zum Klingen gebracht.

Fabrizio Terranova hat diese Ökologie durch Überlagerungen von Bild und Ton (insbesondere auch unter Verwendung des Green Screen Verfahrens) in ein stimmiges audiovisuelles Format gebracht. Die Sehkonventionen der Betrachter werden immer wieder irritiert: In einer Aufnahme redet Haraway am Tisch und sitzt gleichzeitig im Nebenzimmer am Schreibtisch. In einer anderen Sequenz sitzt sie im Haus und im Garten, die Innen- und Außenräume werden porös. In der Tonspur tauchen Erinnerungen, Tierlaute, Menschenstimmen und immer wieder das Gebell von Cayenne Pepper auf. Die Hündin unterbricht mit Bellen den Redefluss (genau dann, wenn Donna Haraway von Unterbrechung spricht). Terranova benutzt das Bellen der Hündin auch als Stilmittel, wenn er es als Kommando für Schnitt und Montage verwendet. Nach etwa einer Dreiviertelstunde dringen plötzlich die feinen Fäden einer Qualle ins Bild und durchziehen bald das ganze Zimmer. Die Szene

geht über in ein wunderschönes Quallenballet, wiederum unterlegt von derselben elektronischen Tonspur, die schon beim Agility Trainig zu hören war.

DONNA HARAWAY: STORY TELLING FOR EARTHLY SURVIVAL ist ein spielerischer Filmmessy, der sich auch durch eine Lust an Technik aus der filmischen Trickkiste auszeichnet. Nach etwa einer Stunde, bevor der Film in eine von Haraway vorgelesene Science Fiction Geschichte mündet, rücken Terranova und Haraway die Instrumente des Green Screen Verfahrens selbst ins Bild: grüne Objekte. Haraway spielt mit einer grünen Ente und einer Kugel – und schwups werden sie Teil jener Bäume, die im Hintergrund zu sehen sind. Schließlich nimmt Haraway ihren grünen Gymnastikball vor das Gesicht und zaubert sich damit selbst aus dem Bild.

Fadenspiele und Geschichten

Donna Haraway stammt nicht aus einer akademischen Familie. Der Vater war Sportjournalist bei der *Denver Post*. Von ihm habe sie die Liebe zu den Wörtern und zu den Geschichten mitbekommen. Dem Denkkosmos des irischen Katholizismus in Denver schreibt Haraway auch ihre Affinität für Rhythmus, Rituale und Verkleidung zu. Haraway positioniert sich im Film nicht als kalifornische Eremitin mit Anbindung an schnelle Computer, sondern als Teil eines erweiterten sozialen Netzes (namentlich erwähnt werden Isabelle Stengers, Vinciane Despret und Bruno Latour), mit denen sie nicht bloß die Leidenschaft für die alte Kulturtechnik des Fadenspiels teilt, sondern eine gegenseitige Zuneigung für das Denken – Haraway spricht von einer Bedürftigkeit für das Denken ihrer Gefährt*innen. Sie fordert eine höhere Präzision im Umgang mit der Geschichte von Ideen in der Wissenschaft, dies auch ausgehend von der Erfahrung, dass insbesondere Frauen sehr schnell aus dem Zitationsapparat verschwinden. Haraway fordert, die Wichtigkeit des Denkens anderer Frauen zu honorieren und dabei auch an neuen Geschichten zu arbeiten (die starken Geschichten zu schwächen und die schwachen zu stärken). Diese Kollektivität des Denkens und Arbeitens wird von Fabrizio Terranova im Abspann des Filmes praktiziert, in dem etwa Isabelle Stengers als »process witch« und Isabelle Stengers und Vinciane Despret als »provocateur« in den Credits auftauchen.

Isabelle Stengers und Vinciane Despret haben zusammen mit einem Kollektiv von anderen Wissenschaftlerinnen aus Belgien und Frankreich eine kämpferische und auch düstere Kritik des gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebes an den Universitäten herausgebracht, die 2014 auch in englischer Übersetzung erschienen ist.⁷ Das Buch *Women Who Make a Fuss* und der Film DONNA HARAWAY: STORY TELLING FOR EARTHLY SURVIVAL sprechen auf vielen Ebenen zueinander.

In beiden Werken findet sich ein Plädoyer für kollektives Denken und ein Aufruf zur Revolte in den Wissenschaften. Dieser wird von Frauen formuliert, die den Weg der Geisteswissenschaften eingeschlagen haben, weil er ihnen als der richtige erschien. Durch die wieder erstarkten quantitativen Wissenschaften (nicht zuletzt befeuert durch die Digital Humanities) aber auch den Umbau der Universitäten zu Antragsmaschinerien für Drittmittel stellt sich die Frage nach dem Leben einer Geisteswissenschaftlerin an den Universitäten wieder neu. Was kann der Flucht in Nostalgie, Zynismus oder Egoismus entgegengehalten werden? Wie könnte aus dem *ich* ein *wir* werden? Kollektives Schreiben und Arbeiten, so die Autorinnen, könnte ein Weg der Selbstermächtigung sein.

Der Film *DONNA HARAWAY: STORY TELLING FOR EARTLY SURVIVAL* macht die geknüpften Fäden zwischen Kalifornien und Belgien, das kollektive Denken von Haraway und Stengers und allen anderen, die in diesen Denkprozess involviert waren und sind, sichtbar. Deshalb ist Fabrizio Terranova mit dem Medium des Films ein Format geglückt, das die Wissenschaftlerin nicht als Singularphänomen auf ein Denkmal hebt, sondern Verknüpfungen und Knotenpunkte eines Wissenschaftlerinnenlebens vielschichtig zum Ausdruck bringt. Es schafft andere Bilder als die, die gewöhnlich im Fernsehen, in den Wissenschaftsmagazinen und neuerdings auch in den Hintergrundbildern auf Zoom zu sehen sind. Es sind nicht Bilder von desintegrierten Forscher*innen im Labor oder vor dem Bücherregal, sondern Bilder und Töne, die von Sorge und Sorgfalt gegenüber den am Denken beteiligten Gefährt*innen zeugen.

Als 2005 die erste Ausgabe von *Nach Feierabend* erschienen ist, bezogen sich die Herausgeber (zugleich die Gründungsmitglieder des ZGW) bei der Namensgebung ihres Jahrbuches auf das Vermächtnis von Paul Feyerabend, der in den 1980er Jahren an der ETH als Wissenschaftsphilosoph gewirkt hat; nicht ohne zu betonen, dass man sich in einer Situation »nach Feyerabend« befinde. Man schrieb sich stattdessen in die Genealogie Ludwik Flecks, Gaston Bachelards, Georges Canguilhem, Michel Foucaults und Thomas Kuhns ein, die anderswo die »Fundamente der Wissen(schaft)sphilosophie- und Geschichte« gelegt hätten.⁸ Donna Haraway und auch Isabelle Stengers, die beide entscheidend zum Gespräch zwischen den beiden Disziplinen Geschichte und Philosophie beigetragen haben, gingen wohl in dieser Aufzählung vergessen. Fünfzehn Jahre später, im Jahr 2020, sehen sich die Projekte der Wissenschaftsphilosophie und der Wissensgeschichte vor neue Herausforderungen gestellt. Das im Zweiten Weltkrieg etablierte und im Kalten Krieg ausgebaute Bündnis zwischen der (Natur-)Wissenschaft und der Politik ist unter der Präsidentschaft von Donald Trump aufgekündigt worden. Das seit der Aufklärung propagierte Prinzip der Universalität naturwissenschaftlichen

Wissens ist durch Klimawandelleugner*innen, Verschwörungstheoretiker*innen und neuerdings Covid-19-Skeptiker*innen brüchig geworden. Und überdies ist die Rolle der kritischen Wissenschaftsforschung (die sich seit den 1980er Jahren aus unterschiedlichsten Disziplinen aus den Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften zu temporären Denkkollektiven zusammengefunden hat) fragwürdig geworden, nachdem zentrale Bestandteile des Vokabulars dieser Denkarbeit (wie Transdisziplinarität oder Critical Thinking) als Marketing-Tool in die Selbstdeklarationen von ganz gewöhnlichen natur- oder sozialwissenschaftlichen Abteilungen integriert worden sind, selbstverständlich ohne die dazugehörigen Methoden und Inhalte.

Wir erleben im Mai 2020 gerade so etwas wie eine neue Stunde der Wissenschaft: Die Prozesse der Wahrheitsfindung, der Status von Nichtwissen, die Herstellung, Übermittlung und Deutung von Daten und auch die Rolle von Wissenschaft in der Politik (und umgekehrt) wird zur Zeit gerade in der Öffentlichkeit in einer Intensität verhandelt, die wir so in der Geschichte der modernen Naturwissenschaften noch nie erlebt haben.

Wie könnte die Wissenschaftsforschung diesen neuen Herausforderungen begegnen? Die Ermahnung des aus vielen Fadenspielen hervorgegangenen Denkerinnenkollektivs um Haraway und Stengers mag hier vielleicht weiterhelfen. Isabelle Stengers hat kürzlich in *Another Science is Possible* betont, dass die bloße Dekonstruktion von Schlüsselbegriffen der modernen universellen Wissenschaft wie Objektivität nicht genüge, weil sie die Naturwissenschaftler*innen als Gefährt*innen im Nachgang der Science Wars aus dem möglichen gemeinsamen Boot getrieben und zu platten Verteidiger*innen der Vernunft provoziert habe.⁹ Sie plädiert stattdessen dafür (mit Rückgriff auf Donna Haraway), immer wieder daran zu erinnern, dass Nicht-Unschuld («non-innocence»)¹⁰ ein wichtiges Kennzeichen einer Haltung sein könnte, die immer offen ist für Einwände, und zwar nicht bloß von Mitgliedern der Scientific Community, sondern von allen, die direkt mit den Folgen der Anwendung von Wissen zu tun haben. Ein Beispiel aus der jüngeren Wissensgeschichte für eine solche Zusammenarbeit (die man sich keinesfalls als harmonisches Unterfangen vorstellen muss) ist der Kampf der Act Up-Bewegung um Partizipation in der HIV-Forschung und HIV-Politik in den ausgehenden 1980er und 1990er Jahren. Um die Situiertheit jeglicher Wissensproduktion zu wissen und sie anzuerkennen, das wichtige Anliegen der feministischen Wissenschaftsforschung in den 1980er Jahren, ist ein erster Schritt, um der Arroganz der Wissenschaft entgegenzutreten, die gerade heute als Anlass für Verschwörungstheorien jeglicher Art in Anschlag gebracht werden kann. Im Wissen um die »non-innocence« jeglicher Entscheidungen können auch bessere politische

Entscheidungen getroffen werden, unter dem Vorbehalt, dass keine Argumente ignoriert, vergessen oder lächerlich gemacht werden. Wie das funktionieren könnte (auch im Wissenschaftsbetrieb), das haben feministische Wissenschaftsforscherinnen seit den 1980er Jahren in vielen gescheiterten Büchern erläutert. Man müsste sie einfach wieder lesen. Und dann auch zitieren.

Anmerkungen

¹ <https://web.archive.org/web/20030605133721/http://www.univie.ac.at/Wissenschaftstheorie/conference2000/>, (aufgerufen: 13.5.2020).

² DONNA HARAWAY: STORY TELLING FOR EARTHLY SURVIVAL, Regie: Fabrizio Terranova, Belgien 2016.

³ Donna Haraway: »Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s«, in: *Socialist Review* 80 (1985), S. 65–108.

⁴ Donna Haraway: *Primate Visions. Gender, Race, and the Nature in the World of the Modern Sciences*, New York, London 1989.

⁵ Donna Haraway: *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*, Chicago, IL 2003.

⁶ Donna Haraway: »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, in: *Feminist Studies* 14 (1988), S. 575–599.

⁷ Isabelle Stengers und Vinciane Despret (Hg.): *Women Who Make a Fuss. The Unfaithful Daughters of Virginia Woolf*, Minneapolis, MN 2014.

⁸ »Editorial«, in: David Gugerli u.a. (Hg.): *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 1: Bilder der Natur, Sprachen der Technik*, Zürich 2005, S. 7–11, hier S. 8–9.

⁹ Isabelle Stengers: *Another Science is Possible. A Manifesto for Slow Science*, Cambridge, UK 2018, S. 145.

¹⁰ Ebd., S. 146.